

Ferdinand Oertel

Entwicklungsphasen der Kirchenpresse

Erinnerungen eines Beteiligten

Ferdinand Oertel, leitender Redakteur unserer Zeitschrift, hat am 24. Oktober 2007 sein achtzigstes Lebensjahr vollendet. Es ist kein abgedroschenes Kompliment, sondern belegter Befund, wenn die Herausgeber einhellig feststellen:

Man sieht es ihm nicht an.

Als er 75 wurde, hat Helmut S. Ruppert eine würdige Biographie Oertels in „Communicatio Socialis“ (Heft 4/2002) publiziert. Deshalb hier und heute nur die wichtigsten beruflichen Stationen: Parallel zum Studium in Köln und St. Louis (Dr. phil. 1954) Volontariate und Praktika bei der „Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln“ und der „Kölnischen Rundschau“, ab 1955 Redakteur bei der Kölner Kirchenzeitung, 1957–1960 bei KNA Bonn, 1961–1973 Chefredakteur der „Christlichen Familie“, 1973–1980 Chefredakteur der „Kirchenzeitung für das Bistum Aachen“, 1980–1992 Chefredakteur von „Leben und Erziehen“. Im Ruhestand seit 1991 Redaktionsmitglied, seit 2003 Redaktionsleiter von „Communicatio Socialis“. Unser Mitarbeiter war Oertel fast von Anfang an, seit 1969. Niemand hat seine Beiträge nachgezählt.

Wichtigste Bücher aus unserer Sicht: Dialogforum Kirchenpresse (1972), Deutschlands fromme Presse (mit Günter Mees, 1996). Jetzt schreibt er wieder etwas Dickeres: seine Erinnerungen. Leseproben aus dem in Entstehung begriffenen Buch bringen die folgenden Seiten.

Zuvor jedoch gratulieren und danken die Herausgeber ihrem Redakteur: Er hat sich vor fünf Jahren in einer wichtigen Phase der Umgestaltung in den Dienst der Zeitschrift gestellt. Ohne ihn hätten wir diese Phase nicht erfolgreich abschließen können.

Walter Hömberg, Michael Schmolke, Ute Stenert

Als ich 1935 mit acht Jahren ins Lesealter kam, waren drei Zeitungen und Zeitschriften die erste Lektüre, die ich zu Hause zu Gesicht bekam: die Tageszeitung „Der Neue Tag“, die wöchentliche Kölner „Kirchenzeitung“ und das monatliche Missionsblatt der Steyler Missionare „Stadt Gottes“. In der Missionszeitschrift faszinierten mich die abenteuerlichen Geschichten der Missionare bei den „Heiden“ im fernen Afrika und Asien, für die wir zu Hause Staniolpapier sammelten. Zur gleichen Zeit verschlang ich die spannenden Karl May-Abenteuer von Old Shatterhand, Winnetou und Kara Ben Nems, die in unserer Pfarrbücherei öfter ausgeliehen waren als Felix Dahns „Kampf um Rom“ oder Edward Bul-

wer-Lyttons „Die letzten Tage von Pompeji“. Als Jungens liebten wir Abenteuer und Wettkämpfe und sahen alles aus spielerisch kindlicher Perspektive als Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen dem Erzengel Michael und Luzifer. Und wir standen ganz auf Seiten Michaels (vielleicht war es daher providenziell, dass 1948 im wiedererschienenen „St. Michaelskalender“ mein erstes Gedicht gedruckt wurde – ganz aus der damaligen Zeitsituation mit Versen vom Sieg des Lichtes über das Dunkel).

Mit dem Kirchenblättchen groß geworden

Im „Kirchenblättchen“, wie die Kölner Kirchenzeitung nur genannt wurde, haben mich vorwiegend fromme Erzählungen interessiert, die mir wie weltliche Märchen vorkamen, weil sie immer mit einer „Moral von der Geschichte“ endeten. Ihr traditioneller, oft betulicher und rührender „Christlicher Hausschatz“-Stil hat mich leider anfangs beim eigenen Schreiben beeinflusst (was sich Jahre später in einer Kritik meines ersten Erzählbuches über den Widerstand der katholischen Jugend im Dritten Reich, „Jugend im Feuerofen“, in der Anmerkung „in gelegentlich rührseligem Stil geschrieben“ niederschlug). Im Kirchenblättchen stand viel vom „Reich Christi“ auf Erden, aber nichts vom Dritten Reich, der Rassenpolitik des NS-Regimes und der Abschiebung der Kirche in den Sakristei-Raum. Im Kirchenblättchen stand 1937 auch nicht die Enzyklika „Mit brennender Sorge“, in der Pius XI. sich – wenn auch verhalten und diplomatisch – kritisch zu politischen Entwicklungen in Deutschland äußerte und auf die Unterdrückungsmaßnahmen des NS-Regimes anspielte. Von diesem päpstlichen Rundschreiben erfuhren wir Jugendlichen, weil unser Kaplan uns heimlich gedruckte Exemplare zur „Verteilung im Dunkeln“ gab. Dagegen habe ich noch heute deutlich eine Titelseite des Kölner Kirchenblattes vor Augen, auf der ein großes Porträtfoto des Führers Adolf Hitler mit einem Glückwunsch zu seinem 50. Geburtstag abgebildet war. Das war 1939. Der ersten Nachkriegsgeschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Presse, Theodor Hüppgens, erklärte mir später, dass solche Veröffentlichungen vom Reichspropagandaministerium vorgeschrieben waren.

Wie sich die deutsche Presselandschaft durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten nach 1933 grundlegend verändert hatte, lernte ich erst erst nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, als ich 1948 Volontär bei der „Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln“ wurde und gleichzeitig als freier Mitarbeiter für die „Kölnische Rundschau“ Lokalberichte und (besonders gerne) Lokalspitzen schrieb. Auf der internationalen Presse-Ausstellung (PRESSA) 1928 in Köln hatte sich eine über-

bordende Zeitungs- und Zeitschriftenfülle dargeboten. In einem „Katholischen Literaturkalender“, den ich in einem Antiquariat fand, ist festgehalten, dass 1927 in den deutschsprachigen Ländern 22 katholische Tageszeitungen erschienen, darunter die führenden Zentrumsblätter „Germania“ sowie die „Kölnische“, die „Essener“ und die „Schlesische Volkszeitung“. Fast unübersehbar war die Zahl der katholischen religiösen Periodika. Allein unter der Rubrik „Religiöse Zeitschriften“ wurden 110 Wochen- und Monatsblätter aufgeführt, darunter elf Bistumszeitungen, die damals meistens „Sonntagsblätter für die Diözese ...“ hießen.

Die „Gleichschaltung“ der deutschen Presse mit der Ausschaltung all jener politischen, kulturellen und kirchlichen Organe, die nicht ins Konzept der NS-Politik passten, hat Theodor Hüppegens als Leiter des Schrifttum- und Pressereferates der Fuldaer Bischofskonferenz in Berlin bei der NS-Reichsschrifttumskammer erlebt. Eine der folgenswersten Anordnungen dieser Zentrale im NS-Propagandaministerium war in den Jahren 1935 und 1936 die Begrenzung der vielfältigen kirchlichen Presse auf je ein offizielles Blatt in jedem Bistum (woher erst der seither gängige Namen „Bistumszeitung“ stammt). Im Erzbistum Köln, in dem außer in Köln noch weitere regionale Kirchenblätter in Bonn, Siegburg, Düsseldorf und Essen herauskamen, war dies jenes Kirchenblatt, das ich als Achtjähriger kennen gelernt hatte.

Die Pressemaßnahmen des NS-Regimes gegen die katholische Kirchenpresse hatten nach 1945 zwei Auswirkungen auf die Wiedergeburt dieses Pressetyps. Einerseits erfolgten die Neugründungen – auch mitbestimmt durch die Pressepolitik der Besatzungsmächte – auf Bistumsebene, das heißt: In jedem Bistum erschien fortan eine „Bistumszeitung“, deren Herausgeber der Ortsbischof war. Über die publizistische Bedeutung dieses Schrittes schreibt Michael Schmolke: „Damit hatten die Bischöfe ein für die damaligen Verhältnisse hochmodernes Kommunikationsinstrument in der Hand: eine Monopolzeitung, die trotzdem gern akzeptiert wurde; sie zu abonnieren war auch ein ‚Zeichen des Glaubens‘ und einer neuen Gesinnung. Innerhalb der Diözese war das Blatt konkurrenzlos, und die Erträge konnten sich sehen lassen.“

Andererseits blieben die Besitzverhältnisse in der alten Form bestehen; das heißt: In den meisten Fällen wurden (und werden) die Bistumsblätter von katholischen Verlagen herausgegeben, die sich ganz in Privathand befinden oder an denen Diözesen beteiligt sind. Nur einige Bistümer gründeten eigene Träger für ihr Blatt. Das sollte in den 70er Jahren, als die erste Auflagenkrise der Bistumspresse kam, einer der wesentlichen Gründe dafür werden – und bis heute bleiben –, dass überregionale Kooperationen, ganz zu schweigen von einer Konzentration der Bistumspresse, schwierig oder unmöglich waren.

Ein anderer Grund dafür, dass bis heute jedes Bistum seine eigene Kirchenzeitung hat, ist der immer wieder vorgebrachte, in Umfragen auch bestätigte Wunsch jedes Ortsbischofs (oder seines Generalvikariates), ein eigenes Blatt als diözesanes Bindeglied zu besitzen. Ob dieser Wunsch heute noch begründet ist, kann in vielerlei Hinsicht bezweifelt werden, angefangen von den in manchen Diözesen bis auf 20 000 gesunkenen Auflagen, den fehlenden Beziehern aus den jüngeren und mittleren Generationen über ein weithin geschwundenes Bistumsbewusstsein der Gläubigen bis zu meiner Vermutung, dass vielen Oberhirten ein gezielter Einsatz für „ihr“ einflussmäßig stark zurückgegangenes Blatt nicht mehr vorrangig zu sein scheint. Sie wenden ihre Aufmerksamkeit stärker den neuen Medien und Kommunikationswegen zu (wie sie es Anfang des neuen Jahrhunderts wiederum tun, wenn sie alle Kräfte auf Internet- und Fernsehpräsenz richten und ihre Presse weiter – mit wenigen Ausnahmen – stiefmütterlich behandeln). Im Prinzip ist das Mitmischen in neuen Medien sicher richtig, in der Praxis bringt es aber auch heute neue Probleme mit sich, und zwar nicht nur finanzielle. Denn ob Kirche noch gefragt ist (die Sinus-Milieustudie von 2006 gibt darüber Auskunft), hängt nicht allein und zuerst von Medien ab, selbst wenn sie noch so professionell sind, sondern von einer menschnahen und offenen Pastoral.

Jedenfalls bin ich mit einem Kirchenblättchen groß geworden, das seine Aufgabe als „zweite Kanzel“ und „verlängerter Arm des Bischofs“ verstand, als Verkündigungsinstrument einer Kirche, die aus der alten Festungsmentalität der Kulturkampfzeit in Deutschland und des römischen Kampfes gegen die „Irrtümer“ der Neuzeit, den Laizismus und Liberalismus, aber auch der modernen Meinungs- und Pressefreiheit, nicht hinausgekommen war. Dazu brauchte es erst eines Zweiten Vatikanischen Konzils. Für den Stellenwert, den die Kirchenpresse bis zum Konzil in der Öffentlichkeit hatte, spricht eine scherzhafte Bemerkung von Bundeskanzler Konrad Adenauer, der mich als jungen Journalisten bei Pressegesprächen in Köln kennen gelernt hatte. Bei einem Empfang für Verleger und Redakteure der katholischen Kirchenpresse 1963 im Palais Schaumburg begrüßte er mich mit seinem typischen Schalk in den Augen: „Ah, der Herr Oertel vom Kölner Kirchenblättchen“. Kirchenpresse lief bis zum Zweiten Vatikanum unter „*Kirchenblättchen*“.

„Wiedergeburt aus dem Geist und dem Glauben“

Im September 1939, kurz bevor ich zwölf Jahre alt wurde, habe ich zwei Tätigkeiten begonnen, von denen ich nicht ahnen konnte, dass sie histo-

rische Bedeutung erhalten würden: In einer Kladde habe ich jeden Luftangriff auf Köln wie ein Buchhalter notiert: Datum, Beginn des Alarms, Dauer des Aufenthaltes im Luftschutzkeller unseres Hauses, eventuelle Abwürfe von Brand- und Explosivbomben, Zerstörungen, Tote und Abschüsse feindlicher Flugzeuge. Und ich habe alle Tageszeitungen gesammelt, aus denen ich die Informationen darüber entnahm und in denen wichtige militärische und politische Vorgänge veröffentlicht wurden. Die zwei bemerkenswertesten Zeitungsdokumente kennzeichnen die ganze Kriegszeit: In der Ausgabe des bürgerlichen „Neuen Tag“, der „großen Kölner Morgenzeitung“ vom 20. September 1939 lautete die Hauptüberschrift: „Deutschland kapituliert nie wieder. Der Führer sprach in der befreiten Stadt Danzig“. Im „Kölnischen Kurier“ - „Herausgeber: Die amerikanische Armee - Amtliche Zeitung“ - Nummer 7 vom 12. Mai 1945 lautet die Hauptüberschrift: „Bedingungslose Kapitulation Deutschlands“.

Diesen „toten“ Buchstaben stand die harte Realität gegenüber, der ich mich als noch nicht Achtzehnjähriger gegenüber fand. Deutschland war nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches im wahrsten Sinne des Wortes „wüst und leer“. Doch stärker als die Verzweiflung über Armut und Not war die Hoffnung auf eine „Wiedergeburt aus dem Geist und dem Glauben“. Eingebettet in den geistigen Aufbruch, der viel früher einsetzte als der politische und wirtschaftliche Aufstieg, hatten in unserem Dorf nach dem eisigen Schreckenswinter 1945/46 eine Handvoll geistig und künstlerisch Interessierter einen „Literarischen Kreis“ gegründet, dem sich auch unsere frühere Jugendgruppe anschloss. Der Kreis veranstaltete in der Gemeinde gut besuchte „Besinnungs- und Erbauungs-Stunden“ mit Texten und Musik aus dem wiederentdeckten Schatz deutscher Klassik und Romantik - der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Mein engster Nachbarschaftsfreund Heinrich H. Roggendorf, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einem bekannten rheinischen Heimatdichter werden sollte, und ich trugen dabei auch eigene Verse vor, die wir zu Weihnachten 1946 als Privatdruck mit dem Titel „Stimme am Strom“ verschenkten. Unsere Verse waren von Rainer Maria Rilke geprägt, der uns neben Stefan George, Ernst Thrasolt und Hugo von Hoffmannsthal die stärksten dichterischen Impulse gab.

Rilke habe ich auch in meiner Festansprache bei der Abiturfeier Ostern 1947 zitiert. Da ich nicht wie die vor 1927 geborenen Gymnasiasten vor ihrer Einberufung nach der Obersekunda ein „Not-Abitur“ ablegen konnte, musste ich das Abitur in einem Sonderlehrgang nach Kriegsende nachholen. Wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse und der völligen Zerstörung meines alten Gymnasiums in Köln war ich froh, schon Ostern 1946 am Carl Duisberg-Gymnasium im nahen Leverkusen

den ersten Abitur-Sonderlehrgang machen zu können. Ein Jahr später erhielt ich das Zeugnis der „Hochschulreife“ und durfte die Abschiedsrede halten. Aufschlussreich für unsere Jugend-Erfahrungen dürften zwei oder drei Aussagen gewesen sein, die ich in unserer Abiturzeitung wieder fand. Da war die Frage: „Wer von uns will sagen, er wäre sich – als wir mit fünfzehn Jahren von der Schule fort in den Strudel des Krieges gerissen wurden –, über den Sinn des Geschehens klar gewesen?“ Da war die Antwort: „Alles, was unsere Wege und unser Tun bestimmte, hatte seinen Sinn darin, dass es uns erwachsen werden und reifen ließ.“ Und mit einem Rilke-Gedicht endete meine Abitursprache Ostern 1947: „Wir stehen in den Wirren der Zeit zwischen Ende und Anfang. Wir hören das Wort des Dichters, der nach einem ‚jungen Geschlecht‘ ruft, ‚das wieder Mensch und Ding mit rechten Maaßen misst‘, und wir wollen, wie es bei Rilke zum Schluss heißt, ‚dass werde wieder Großes groß, Herr wieder Herr, und Nicht wieder Nicht‘.“

In meinem Reifezeugnis ist auch zum erstenmal mein Berufsziel, Redakteur zu werden, dokumentiert. In der entsprechenden Sparte steht – noch ganz im NS-Jargon: „Schriftleiter“. Eigentlich wäre auch die Bezeichnung „Redakteur“ nicht ganz zutreffend gewesen, denn ich wollte vor allem eins: schreiben, also genau genommen „Journalist“ werden. Jedenfalls als Brotheruf, denn im Innern fühlte ich mich zum Dichten berufen. Doch in der Einführung des „Katholischen Literaturkalenders 1926“ hat Heinrich Zerkau bereits dramatisch davor gewarnt, „freier Schriftsteller“ zu werden: „Frei? Alle Hölle geister lachen!“ Gleichzeitig stellt er jedoch beruhigend fest, dass „zur Zeitung gehen noch keinem Dichter geschadet (hat).“ Und noch einen launigen Rat des in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts als Lyriker, Erzähler und Kritiker bekannten, in Bonn geborenen Zerkau hat mich beeindruckt: Zur Frage der Thematik, die man als Schriftsteller behandeln will, zitiert er aus einem Brief von George Sand an Gustave Flaubert: „Was solltest Du in Deine Schriften hineintun, wenn nicht Dein Herz!“ Schließlich empfahl er aber auch den „üblichen Weg“ für einen Zeitungsmann mit dichterischem „Talent“: ein Universitätsstudium, möglichst Germanistik und Kunstgeschichte, nebenbei ein Theaterpraktikum und nach „mehr oder minder zahlreichen Semestern den germanistischen oder kunstwissenschaftlichen Doktor“ zu machen.

Studieren wollte ich in jedem Fall. Noch bevor ich 1943 zur Flak kam, hatte ich mir als Obertertianer einen Studienführer „Deutsche Sprache und Literatur“ von Hermann Ammon gekauft, der in der zweiten Auflage von 1930 noch nicht nationalsozialistisch beeinflusst war. Darin wurde mit dem alten Vorurteil aufgeräumt, dass ein Journalist „seinen Beruf verfehlt hat“; vielmehr handele es sich um einen „vollen akademischen

Beruf“. Wer Feuilletonredakteur werden wolle, müsse Germanistik studieren. Allerdings müsse man „eine journalistische Ader“ haben (hatte ich nicht sogar im Sinne Zerkaulens „dichterisches Talent“?). An einigen Universitäten, darunter Köln, gebe es auch Vorlesungen und Übungen für künftige Journalisten, „wobei man aber immer bedenken wolle, dass diese journalistischen Vorlesungen niemals das eigentliche Fachstudium ersetzen können“.

Nach dem Abitur war ich auf Walter Hagemanns gerade erschienenen Buch „Grundzüge der Publizistik“ gestoßen, in dem er die späte Anerkennung der Publizistik als „Lehre“ sogar damit begründet, dass es sich bei ihr „nicht nur um ein Wissen, sondern auch um eine Kunst handelt“, und die sei im Gegensatz zum journalistischen Handwerk schwer „erlernbar“. Handwerkliche Journalistenausbildung wie in Amerika, so Hagemann, „gehört offensichtlich nicht in den wissenschaftlich-theoretischen Rahmen der *universitas litterarum*“. Da nach dem Krieg an der Kölner Universität das frühere Institut für Zeitungswissenschaft nicht wiedereröffnet war, bestand für mich sowieso nicht die „Gefahr“, dass Journalismus „mein eigentliches Fachstudium ersetzen“ würde. Beim Studium an der Jesuiten-Universität in St. Louis konnte ich 1950/51 außerdem dann feststellen, dass handwerkliche Journalistenausbildung in den USA damals schon an Universitäten erlernbar ist. (An amerikanischen Universitäten wird von jeher praxisbezogen gelehrt.)

Als mir mitgeteilt wurde, dass für mich im Sommersemester 1947 an der Kölner Universität kein Studienplatz mehr frei war und ich sowieso frühestens ein Jahr später einen Studienplatz erhalten könnte, wenn ich mich vorher zu einem „Bau-Semester“ verpflichtete (in dem Studienbewerber sich am Wiederaufbau der Uni beteiligten, und zwar ganz handfest), warf mich das nicht zurück. Gerade hatte nämlich mein erster Pegasus-Ausritt in den literarischen Himmel begonnen: Der „St. Michaelskalender“ nahm ein Gedicht von mir für den Kalender des Jahres 1947 an, und die soeben in Frankenthal (Pfalz) lizenzierte neue Wochenzeitung „Der Schlüssel“ druckte im Frühjahr 1947 eine Novelle von mir in Fortsetzungen ab. In dem Gedicht mit dem Titel „Am Abend“ hieß es – bezeichnend für den Geist der Zeit und sicherlich auch meine innere Befindlichkeit: „Deine Seele weitet sich ... und trinkt genug von jener Kraft, / die dort, fernab von Raum und Zeit / Gott deiner müden Seele weihet / als Funken seiner Ewigkeit.“ Die Novelle „Ein Bekenntnis“ war zweifellos inspiriert von Wolfgang Borcherts dramatisiertem Soldatenschicksal „Draußen vor der Tür“ und passte vielleicht gerade deshalb ins Zeitpanorama der neuen Nachkriegs-Wochenzeitung „für demokratische Politik und christliche Kultur“. In ihr schilderte ich in Tagebuchform die Geschichte eines Kriegsheimkehrers, der seine verschollene Frau sucht,

an Gott zu verzweifeln droht, als er erfährt, dass sie bei einem Bombenangriff umgekommen ist und mit einem „Warum hast du mich verlassen, Gott?“ in betrunkenem Zustand ins Wasser geht.

Die Hoffnung auf eine „Wiedergeburt aus dem Geist und aus dem Glauben“, die sich in meinen Versen und Texten widerspiegelt, war auch Inhalt eines längeren Gedichtes, das ich über „Die Sendung des Heiligen Geistes“ geschrieben und als Manuskript an die „Kölner Kirchenzeitung“ geschickt hatte. Als mir daraufhin Rektor Hans Böhner, der erste Nachkriegs-Chefredakteur der Kirchenzeitung, nicht nur mitteilte, dass er dieses Gedicht Pfingsten veröffentlichen würde, sondern auch anfragte, ob ich in der Redaktion der Kirchenzeitung sein „Eleve“ werden wollte (so nannte er die Volontärsstelle), war ich einerseits hochofren, andererseits – wie übrigens bei späteren unerwarteten Angeboten ebenfalls, ob als Assistent am Amerika-Institut der Kölner Universität oder Chefredakteur der Wochenzeitung „Christliche Familie“ – kamen mir Zweifel, ob ich dieser Aufgabe gewachsen sei. In einem Gespräch zerstreute Hans Böhner, der viele Jahre zuvor im Bund Neudeutschland viele junge Menschen begeistert, in der NS-Zeit auf Christus eingeschworen (und verfolgte Neudeutsche in seiner abgelegenen Hütte im Westerwald versteckt) hatte, meine Zweifel und eröffnete mir unmittelbar nach dem Abitur und der Absage der Universität Ostern 1947 den Weg in die katholische Kirchenpresse. Als junger Volontär konnte ich von Köln aus in den folgenden zwei Jahren die Neuformierung der Kirchenpresse in der Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Presse und der katholischen Journalisten in der Gesellschaft Katholischer Publizisten miterleben sowie die Neukonturierung der katholischen Kirche in Deutschland und ihre Wiedereingliederung in die Welt – in beiden Bereichen aus heutiger Sicht zunächst mit stark restaurativen Grundzügen, die sich erst Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre verändern sollten.

Abschreiben statt schreiben

Die ersten Redaktionsräume, die ich kennen lernte, befanden sich in einem größeren Zimmer im 2. Stock eines von Bomben weitgehend verschont gebliebenen Hauses aus der Gründerzeit in der kleinen Straße An der Münze in Köln, die direkt zum Rhein führt. In dem Haus hatten die Schwestern Unserer Lieben Frau dem für die „Schriftleitung“ der „Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln“ vom Kölner Erzbischof Kardinal Josef Frings bestellten Geistlichen Rektor Hans Böhner diesen Raum zur Verfügung gestellt. Die Lizenz für die Kirchenzeitung war schon Anfang 1946 von der britischen Besatzungsbehörde dem Verleger Josef Peter

Bachem erteilt worden, der die alten Titel- und Verlagsrechte besaß. Die erste Ausgabe war am 31. März 1946 erschienen, kurz nachdem Papst Pius XII. den Kölner Erzbischof zusammen mit den Bischöfen von Münster, Graf Galen, und Berlin, Preysing, zu Kardinälen erhoben hatte.

Vor meiner offiziellen Anstellung teilte Rektor Böhner mir mit, dass ich zu einem Vorstellungsgespräch beim Kölner Erzbischof erscheinen sollte. Ich lernte einen kleinen freundlichen, im rheinischen Tonfall sprechenden Mann kennen, der eher wie ein einfacher Pfarrer als ein Kardinal der heiligen römischen katholischen Kirche aussah und auftrat. Als er erfuhr, dass Pfarrer Hugo Poth mein Jugendkaplan gewesen war, schien das für ihn offensichtlich sofort eine hinreichende Referenz zu sein. Dr. Poth war als fortschrittlich denkender Theologe bekannt und kam ebenso aus Essen (das damals noch zum Erzbistum Köln gehörte) wie ein neuer Domkapitular in Köln, Wilhelm Böhler, der beim gesellschaftspolitischen Aufbau der Bundesrepublik eine für die kirchlichen Belange mitentscheidende Rolle spielte, das Amt des Ständigen Vertreters der Kirche bei der Bundesregierung ins Leben rief und als erster bekleidete. Der junge Kaplan Poth hatte sich bereits einen Ruf als Prediger gemacht und geriet in den 60er Jahren als Pfarrer von St. Alban durch seine kirchen- und politik-kritischen Predigten öfter ins Visier der Lehramtswächter im Generalvikariat. Mir ist allerdings nicht bekannt, dass Kardinal Frings ihn jemals zur Rechtfertigung einbestellte oder „zur Ordnung rufen“ ließ – wie Frings im übrigen auch nie in die Redaktion seiner Kirchenzeitung eingriff, weder als ich dort Volontär noch als ich später Redakteur war. Ein einziges Mal machte er mir gegenüber eine Anmerkung, deren tiefergehende Bedeutung mir erst später aufgegangen ist. Als ich ihn 1971 – er war 84 Jahre und völlig erblindet – zu einem Vorgespräch für ein Interview in der Bensberger Akademie über sein Wirken auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil besuchte, fragte er, wer denn jetzt Chefredakteur der „Kölner Kirchenzeitung“ sei. Als ich ihm antwortete: Dr. Pauquet, meinte er erstaunt: „Ist der immer noch da? Der Kirchenzeitung täte es sicher gut, wenn sie mal frisches Blut bekäme ...“

Frings hatte, bevor er 1969 mit 82 Jahren sein Amt niederlegte, noch den Aufbruch der 68er Jahre in Politik und Kirche erlebt sowie den Beginn der Gemeinsamen Synode der deutschen Bistümer, die durch die Umsetzung der Konzilsbeschlüsse der Kirche neue zeitgemäße Impulse geben wollte. Ich glaube nicht, dass der Alt-Erzbischof mit seiner Bemerkung über eine „Auffrischung“ der Kölner Kirchenzeitungsredaktion die zum Teil verhärtete kämpferische Position Pauquets meinte, sondern eher generell die Notwendigkeit eines personalen Wechsels, der die lebenslange, zur unbeweglichen Beamtenmentalität verführende Leitung kirchlicher Institutionen aufricht, auch in halbamtlichen Bistumsblatt-

redaktionen, die zu dieser Zeit außer jeglicher Konkurrenz standen und in denen allzu oft ein starres Redaktionspensum einfach abgewickelt wurde.

Als ich 1947 meinen Dienst bei der Kölner Kirchenzeitung antrat, musste unter schwierigsten Bedingungen improvisiert werden. Es gab eine alte Schreibmaschine, ein Telefon, Klebebögen für den Umbruch, aber kaum Material, das zugeliefert oder auf das zurückgegriffen werden konnte, außer ein paar gebundenen alten Jahrgängen der Kirchenblätter. Informationen über gegenwärtige kirchliche Vorgänge wurden dem „Kirchlichen Anzeiger“ entnommen, der als offizielles Organ des Erzbistums bereits zuvor lizenziert worden war. Als einziger Mitarbeiter hatte Rektor Böhner als früherer Sekretär des Kölner Erzbischofs Kardinal Schulte eine Handvoll Theologen und einige Autoren aus dem Bund Neudeutschland, in dem er seit 20 Jahren aktiv war. Im Oktober 1947 zog die Redaktion in ein zweites Nachkriegs-Provisorium um, ins „Gartenhaus“ des Gereon-Lyzeums, in Wirklichkeit ausgebaute Kellerräume. Da nebenan die Bild- und Filmstelle untergebracht war, erwuchs nicht nur eine enge Zusammenarbeit mit den dortigen Mitarbeitern für die Bildgestaltung der Kirchenzeitung, sondern ich konnte auch neue Kontakte zu dem Leiter und den Mitarbeitern dieser Stelle knüpfen: Direktor Anton Kochs, ein Pionier der katholischen Filmarbeit, die damals zu einem wichtigen Erziehungsmittel der katholischen Bildungsarbeit gehörte, zu Klaus Brüne, der 1949 den katholischen Filmdienst aufbaute, und zu Paul Dahm, der Chefredakteur des „Feuerreiters“, danach Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse und schließlich Chefredakteur des Aachener Familienmagazins „Leben & Erziehen“ wurde – und mit dem ich in allen drei Positionen eng zusammenarbeiten sollte.

Mein Traum, am Ziel zu sein, in einer Redaktion zu sitzen, schreiben zu können und das Geschriebene gedruckt zu sehen, zerstob rasch. Statt eigene Beiträge schreiben zu können, musste ich vor allem abschreiben, nämlich Evangelienbetrachtungen, Meditationen zu kirchlichen Festtagen und Moralgeschichten aus den Jahrgängen der 30er Jahre, die dann unverändert abgedruckt wurden. In den folgenden zwei Jahren lernte ich allerdings nicht nur „alle wichtigen Druckvorgänge, Manuskriptbearbeitung und Korrekturlesen, Umbruchgestaltung und Honorarabrechnung“ kennen, wie es in meinem Volontärszeugnis von Hans Böhner heißt; sondern „er hat auch“ – so Böhner weiter – „Buchbesprechungen geschrieben und öfters selbst kleinere Beiträge (Essays, Gedichte) und auch mehrere größere Berichte verfasst“. Die Kirchenzeitung konnte „vorerst“ (so noch im Impressum vom August 1948) nur halbmonatlich mit 8 Seiten erscheinen. Sie kostete monatlich „0,45 M.“ – wahrschein-

lich abgekürzt nur „M.“, weil infolge des langen Druckvorlaufs die Neubezeichnung von RM (Reichsmark) auf DM nach der Währungsreform vom 20. Juni 1948 nicht erfolgt war. In den Folgejahren hatten die Bistumsblätter überall so hohe Auflagen und brachten soviel Geld ein, dass sie regelmäßig Überschüsse an das Bistum ablieferten. Diese wurden jedoch nie für den personellen und materiellen Ausbau verwandt – was sich später als großer Fehler erweisen sollte.

Da das Verlags- und Druckereigebäude der Firma Bachem in der Marzellenstraße gegenüber dem Generalvikariat völlig zerstört war, musste die Kölner Kirchenzeitung zuerst in der alten Volksvereindruckerei in Mönchengladbach gedruckt werden. Der Vorlauf vom Manuskript zur fertigen Ausgabe dauerte anfangs manchmal bis zu acht Wochen, bedingt durch die Verkehrsverhältnisse, die aufwendige alte Drucktechnik (Bleisatz, Korrekturfahnen, Umbruch kleben, vor Ort umbrechen, Seitenkorrektur, Maternherstellung und stundenlanger Druck). Ausgeliefert wurde die Zeitung an die Pfarreien, wo Messdiener kostenlos die Verteilung übernahmen.

Diskussionen über den theologischen Inhalt der Beiträge gab es ebenso wenig wie Zweifel an der Berechtigung des Einholens der Druckgenehmigung im Generalvikariat für jeden Text, der gedruckt werden sollte. Kirchliche Druckgenehmigungen für ein offizielles Bistumsorgan waren selbstverständlich. Selbstverständlich war auch die Zielsetzung der Kirchenzeitung: Als Organ des Bischofs hatte sie „das Wort Gottes und das sakramentale Leben zu ihrem Leitmotiv zu machen“, wie Hans Böhner es in einem Rückblick beim 25-jährigen Bestehen der Kölner Kirchenzeitung erinnerte. Allerdings bemerkte der oft naiv erscheinende, aber in Wirklichkeit fuchsschlaue Neudeutsche Hans Böhner, dass damals „viel notwendige Öffentlichkeitsarbeit unterblieb, die sicher auch eine Aufgabe der Kirchenzeitung gewesen wäre, zumal es keine weltanschaulich orientierte Tagespresse gab“.

Von den Besatzungsbehörden waren nach 1945 Tageszeitungen nur als politische Organe zugelassen worden, in der Britischen Zone für jede Partei eine Zeitung. Wenn in Köln und Nordrhein-Westfalen dann zwar auch der CDU nahestehende „christliche“ Tageszeitungen erschienen, deckten sie die kirchlichen Bereiche nur unzureichend ab, zumindest aus der Sicht der Kirchen. Noch bei der Neuorientierung der Kirchenpresse nach dem Konzil vertrat der Sprecher der Redakteure in der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse, der Chefredakteur der „Kölner Kirchenzeitung“ Peter Paul Pauquet, immer wieder die These, dass die Kirchenzeitungen nach dem Ausfall einflussreicher katholischer Tageszeitungen deren frühere Aufgabe mit übernehmen müssten, ausführlich über alle kirchlichen Ereignisse zu berichten.

„Den Menschen mündig machen“

Über den Auftrag der katholischen Presse und ihre inhaltliche Gestaltung wurde zu dieser Zeit, zunächst unkoordiniert, in Köln und anderen Bistümern von verschiedenen Gruppierungen engagierter Laien und publizistisch interessierten Geistlichen diskutiert, zu denen Hans Böhner enge Kontakte pflegte. Er war Mitglied im Sachausschuss Presse und Schrifttum des Diözesankomitees der Katholikenausschüsse im Erzbistum Köln, der auch mit der Vorbereitung des Kölner Domjubiläums 1948 befasst war. Die Kontakte, die ich dadurch bekam, waren für meine journalistische Laufbahn in der katholischen Presse noch wichtiger als die redaktionelle Praxis, die ich in den zwei Jahren von 1947 bis 1949 in der Kirchenzeitungsredaktion kennen lernte. Um nur drei Persönlichkeiten aus diesen Publizistenkreisen in Köln zu nennen: Pater Heinrich Jansen Cron nahm mich in die Reihe seiner jungen Autoren für den „Leuchtturm“ auf, in dem ich in den folgenden Jahren nicht nur Beiträge zum Domjubiläum, sondern auch Erzählungen veröffentlichen konnte. Hans Struth, der in dieser Zeit die Lizenz für seine Illustrierte „Feuerreiter“ erhielt, in dem ich große Bild-Berichte von Reportagereisen veröffentlichen konnte (Struth war eine eher tragische Gestalt, einerseits von devoter Papstergebenheit – Pius XII. soll ihn einmal ironisch mit der Bemerkung empfangen haben: „Aha, da kommt der ‚Feuerreiter‘ einmal per pedes ...“ –, andererseits so egozentrisch eitel, dass er für seine Redakteure keine Altersversicherungen abgeschlossen hat, wie sich beim Verkauf des „Feuerreiters“ herausstellte). Dr. Karl Bringmann schließlich wurde 1957 mein Chefredakteur bei der KNA.

Als gerade Zwanzigjähriger konnte ich an dem wohl wichtigsten Ereignis für die Zukunft der katholischen Presse in der Nachkriegszeit teilnehmen, der „I. Werkwoche Katholischer Publizisten“, die vom 26. April bis 2. Mai 1948 in Walberberg und Köln stattfand und unter dem für die ersten Nachkriegsjahre wegweisenden Thema „Wiedergeburt aus dem Geist und dem Glauben“ stand. „Vom katholischen Menschenbild ausgehend“, so schreibt Karl Bringmann über die Tagung, an der erstmals katholische Vertreter aller Medien aus Deutschland und dem Ausland teilnahmen, „von den Grundlagen katholischer Ethik, Moral und Philosophie schritt man zu den Aufgaben und Methoden katholischer Publizistik“. Ich selbst erlebte zum ersten Mal die Zeitungswissenschaftler Prof. Dr. Emil Dovifat und Prof. Dr. Walter Hagemann. Von Dovifat gingen zwei Anregungen aus, die entscheidende Folgen hatten: Er plädierte dafür, eine Plattform für *alle* Katholiken in der Publizistik zu schaffen, nicht nur die der katholischen Presse, und er prägte seine berühmte Forderung an die Kirche: „Investieren Sie in den Menschen!“

Aus dem Vorschlag, eine Vereinigung für alle katholischen Publizisten zu schaffen, entstand auf dem ersten Nachkriegs-Katholikentag 1948 in Mainz die „Gesellschaft Katholischer Publizisten“, und die Aufforderung, in Menschen zu investieren, wurde in den Bemühungen um die Ausbildung journalistischen Nachwuchses recht bald verwirklicht. Dafür setzte sich in Köln vor allem P. Jansen Cron ein, der auch die erste Wochenendtagung für junge katholische Publizisten durchführte, die vom Kölner Diözesan-Sachausschuss für Presse und Schrifttum veranstaltet wurde. Ich hatte das Glück, zum Abschluss meiner Volontärszeit bei der Kirchenzeitung an dem Seminar vom 30. April bis 2. Mai 1949 im Priesterseminar zu Bensberg teilzunehmen und erfüllte sogar eine Voraussetzung, die P. Jansen Cron als Bedingung für die Teilnahme an den folgenden Nachwuchskursen aufstellte: Sie sollten Absolventen eines Fachstudiums sein. Ostern 1948 war ich zum Studium an der Kölner Universität zugelassen worden.

Der erste Nachwuchskurs in Bensberg stand unter einem zeitnahen Thema „Gesinnung und Wirkung in der Publizistik“. Schon die „II. Werkwoche Katholischer Publizisten“ hatte zuvor im September 1948 unter dem Thema „Wirkung und Versagen der Gesinnungspublizistik“ gestanden. Gesinnungs- und Verantwortungspublizistik, das waren die zentralen Themen, die Dovifat in diesen Jahren ansprach. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches sah er – wie viele um die Wende der 40er zu den 50er Jahren – die christliche Wert- und Weltordnung sowohl durch den „atheistischen Materialismus“ aus dem Osten als auch durch einen intellektuellen Nihilismus im Westen bedroht. Dagegen stellte er seinen Ruf nach einer „Publizistik aus christlicher Verantwortung und Überzeugung“. Von einer Arbeitstagung westdeutscher Studenten 1950 in Hardehausen, auf der Hagemann, Holzamer, Bringmann und Schmidhues referierten, habe ich in den „KDA-Blättern der katholischen deutschen Akademikerschaft“ als Aufgabe für den katholischen Journalisten festgehalten: den „Missionierungsauftrag Jesu Christi“ in der Welt zu erfüllen, „dem Menschen wieder ein Wertmaß zu geben“, damit er „selbst wählen kann, damit er selbst verfügen kann über alle Mittel der modernen Publizistik und nicht länger ihr Sklave ist“. Vordringlichste Erziehungsaufgabe sei es, „den Menschen mündig zu machen für die Presse, den Film und den Rundfunk, besonders den jungen Menschen“. Auf Grund dieser Vorstellungen ist nicht nur die katholische Journalistenausbildung entstanden, sondern es kam auch zur Gründung des katholischen „Filmdienstes“ und der „Katholischen Nachrichtenagentur“, die 1957 meine zweite journalistische Station werden sollte.